Namslauer Heimatruf

66. Jahrgang **Nr. 261** **Juni 2024**

Mitteilungsblatt der Bundesheimatgruppe des Kreises Namslau/Schlesien einschließlich des Reichthaler Ländchens
NAMSLAUER HEIMATFREUNDE e.V.
Sitz: E u s k i r c h e n

---

www.namslau-schlesien.de

Bahnhof Namslau im Mai 2023

LANDSMANNSCHAFT
SCHLESIEN
Nieder- und
Oberschlesien e.V.

Schlesische Nachrichten
Zeitschrift für Schlesien

Herausgeber: Landsmannschaft Schlesien – Nieder- und Oberschlesien
Dollendorfer Str. 412, 53639 Königswinter, Tel. (0 22 44) 92 59-0, Fax (0 22 44) 92 59-290

Schlesien bleibt unser Auftrag
Unsere Heimat heißt Schlesien
Wir lieben Schlesien
Wir halten Schlesien die Treue
Wir bekennen uns zu Schlesien
Schlesien lebt und muß überleben

Darum die „SCHLESISCHEN NACHRICHTEN“

Darum die ZEITSCHRIFT FÜR SCHLESIEN

Ganz Schlesien, von Görlitz bis Kattowitz, ist Inhalt dieser Zeitung. Wir informieren über Schlesien gestern und heute, wir diskutieren über die Zukunft Schlesiens. Wir berichten über unsere Landsleute in der Heimat und das deutsch-polnische Verhältnis. Unsere Landsleute in Mitteldeutschland können zum ersten Male seit über 30 Jahren mitreden und mithandeln. Geschichte und Kultur, landsmannschaftliche Aktivitäten und die Tagespolitik, aber auch die Ansprache des unverwechselbaren schlesischen Gemüts sind Inhalt des offiziellen Organs der Landsmannschaft Schlesien – Nieder- und Oberschlesien -.

Jedes Abonnement der **Schlesischen Nachrichten** (erscheinen einmal im Monat) erhöht die Auflage. Auch Patenschaftsabonnements für unsere Landsleute in Mitteldeutschland und in der Heimat sind willkommen und dringend geboten.
Es gibt keine bessere **Zeitschrift für Schlesien.**

Schlesische Nachrichten

Dollendorfer Straße 412, 53639 Königswinter (Heisterbacherrott) Tel. 02244 / 9259 – 0 Fax: -290
nachrichten@schlesien-Lm.de

Hiermit bestelle ich ab _____(Monat/Jahr)

____Abonnement(s) der **Schlesischen Nachrichten** (+ rückwirkende Ausgaben Nr. _____)

Lieferbedingungen: Jahresbezugszeit ist das Kalenderjahr. Jährlicher Bezugspreis 49,- €, Einzelpreis 4,50 €. Zahlung nur nach Rechnungserteilung. Abonnementskündigung nur bis zum 30. Nov. eines laufenden Jahres für das kommende Jahr sowie im Falle von Preiserhöhungen möglich.

Name: _____.

Anschrift: _____.

E-Mail .....

. _____ Tel.: _____.

Datum: _____ Unterschrift: _____.

Dieser Abonnementsauftrag kann innerhalb von 14 Tagen ab Bestellung schriftlich an obige Anschrift widerrufen werden. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

_____.
Unterschrift des neuen Abonnenten

Wir empfehlen den Bezug der Schlesischen Nachrichten!

Bestellschein

Vorstand der Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12

53125 Bonn

Hiermit bestelle ich gegen Rechnung

____ Exemplar(e) des Bandes **DAS REICHTHALER LÄNDCHEN**
(100 Seiten) von Ursula Lange
zum Preis von 3,00 EURO zuzüglich Versandkosten

Name, Vorname: _____

Straße, Hausnummer: _____

PLZ, Wohnort: _____

Datum, Unterschrift: _____

Beitrittserklärung

Name: _____ geborene: _____

Vorname: _____Beruf: _____

geboren am: _____ Geburtsort: _____

letzte Heimatanschrift: _____
(in Kreis oder Stadt Namslau)

jetzige Anschrift: _____
(PLZ) (Ort) (Straße / Hausnummer)

eMail-Adresse (wenn vorhanden): _____

erklärt hiermit seinen/ihren Beitritt zum Verein Namslauer Heimatfreunde e.V.

vom _____ ab und wird einen Jahresbeitrag (mindestens 7,50 €)

von EURO _____ auf das folgende Vereinskonto einzahlen:

Kreissparkasse Euskirchen – IBAN: DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS

Datenschutzhinweis

Wir weisen darauf hin, dass die zum Zweck der Mitgliederversammlung und -betreuung erforderlichen vorgenannten Daten in automatisierten Dateien gespeichert, verarbeitet und genutzt werden. Es erfolgt keine Weitergabe der Daten.

_____ _____
(Ort und Datum) (Unterschrift)

Inhaltsverzeichnis

Wappen Landkreis Namslau, Gedicht Mai	05
Grußwort der Vorsitzenden	06 – 07
Bericht von der Mitgliederversammlung	07
Zur Vorgeschichte der Oder-Neiße-Linie	08 – 10
Charta der deutschen Heimatvertriebenen	10 – 12
Deklaration zur Charta	12 – 14
Was ist Vertreibung	14 – 15
Der Mensch – Wolf oder Schaf	15 – 21
Der Kahn der fröhlichen Leute	21 – 26
Die Fischteiche	26 – 29
Der Glockenguss zu Breslau	29 – 31
Der steinerne Kopf am Dom	32 – 35
Hinter dem Tag – Gedicht	35
Schlesisch lernen	35 – 36
Das schlesische Himmelreich	36 – 38
Familiennachrichten und Impressum	38 – 46

Wappen Landkreis Namslau

Mai

Och Mai, och Mai, du Wonnemond,
du brengst uns werklich Freede.
Fern Winter wern merr itzt belohnt,
die Welt, die stieht eim Blütakleede.
Maikawerla mit viel Gebrumme fliega,
die Lercha jubiliern zum Himmel,
ma kännde reen die Stoadtflucht kriega,
an derno nooch an Maiafimmel!

Barbara Strehblow

aus: „Typisch schlesisch“ Hajo Knebel

Liebe Landsleute,

am 20. Mai ist für dieses vor Ihnen liegende Heft Redaktionsschluss. Der 20. Mai ist Weltbienentag. Für mich als Imkerin auch ein Tag zum Nachdenken. Wie war das letzte Bienenjahr, wie wird es heuer?

Vielerorts gab es große Winterverluste – kalt – warm – kalt. Die Bienen verlassen ihre Brut nicht. Es ist hart, wenn man ein Volk, welches genügend Futter hat, welches gut gegen die eingeschleppte Varroamilbe behandelt wurde, abräumen und die Beute säubern muss. Das Zuhause der Bienen wird dann für neue Bienen vorbereitet.

Es ist Mai und Schwarmzeit. Manchmal hat man das Glück einen Bienenschwarm zu bergen. So ging es mir kürzlich. Der Bienenschwarm bekam ein neues Zuhause. Erst Leid, nun Freude – wie nah doch beides beieinander liegt.

Freude gab es auch im April zur Mitgliederversammlung. Der Fortbestand des Vereins ist gesichert.

Noch immer bewegt uns der Krieg in Europa. Der Hildesheimer Bischof Heiner Wilmer mahnt an, dass es endlich ergebnisorientierte Verhandlungen sowohl mit der Ukraine als auch mit Russland geben muss.

Bei Waffenlieferungen ist man in der Bevölkerung sehr geteilter Meinung. Doch fest steht, dass Waffen nicht das Leid der Mütter von gefallenen Söhnen lindern, ganz gleich welcher Nation sie angehören.

Unser Verteidigungsminister – Träger des Schlesierschildes – sollte hierauf verstärkt sein Augenmerk lenken und die Friedenssicherung ausbauen.

Erinnert sei in diesem Heimatruf an die Konferenzen von Jalta und Potsdam, an die Charta und Deklaration der Heimatvertriebenen. Vertreibung durch Krieg sollte endgültig der Vergangenheit angehören.

So vertrauen wir auf eine friedliche Zukunft, wünschen allen einen schönen Sommer mit reicher Ernte bis in den Herbst hinein und verbleiben mit heimatlichen Grüßen

Dr. Michael Faber und Angela Bierhahn

Bericht von der Mitgliederversammlung

Die Mitgliederversammlung fand in diesem Jahr am 20.04.2024 in Großjena nahe Naumburg / Saale statt.

Ganz erfreulich war, dass durch die Ortsveränderung Vereinsmitglieder gekommen waren, denen der Weg nach Neustadt möglicherweise zu weit und zu beschwerlich gewesen wäre.

Herr Giernoth gab einen umfassenden Bericht zur Mitgliederentwicklung, zu den Aktivitäten des Vereins und erläuterte die Ausgabenentwicklung.

Nach Entlastung des Vorstandes erfolgte die Aussprache und Neuwahl. Frau Monika Dunkel übernimmt das Amt der Stellvertreterin, Frau Martina Grunert wird sich nach Übergabe um die Finanzen kümmern, Dr. Michael Faber wechselt vom Stellvertreter zum Schriftführer, Herr Giernoth führt die Geschäfte des Schriftführers bis zur Übergabe fort und Herr Daniel Fußy wird vom Beisitzer zum Presse- und Kulturwart wechseln. Ihnen allen vielen Dank für Ihre Bereitschaft, im Verein aktiv zu wirken.

Mein persönlicher Dank richtet sich an alle ausgeschiedenen Vorstandsmitglieder für Ihre jahrelange Arbeit im Verein.

Zum Abschluss der Mitgliederversammlung gab es Kaffee,

Streuselkuchen (etwas sehr trocken) und Mohnkuchen vom Schlesienbäcker.

Teilnehmer und Teilnehmerinnen der Mitgliederversammlung am 20.04.2024

ZUR VORGESCHICHTE DER ODER-NEISSE-LINIE

Von Prof. Dr. Ernst Birke

Die Konferenzen von Jalta und Potsdam

Roosevelt, Churchill und Stalin trafen sich Anfang Februar 1945 zum zweiten Male in Jalta. Stalins Truppen standen jetzt in Schlesien an der Oder, seine Sprache wurde entsprechend selbstbewusster, und er und Molotow versuchten wiederholt, den Alliierten die Oder und Görlitzer Neiße als Westgrenze Polens aufzudrängen. Die angelsächsischen Staatsmänner wiesen das entschieden zurück. Die Neiße hatten sie auch den Londoner Exilpolen
nicht zugesagt und waren nicht geneigt, was sie diesen nur halb versprochen hatten, einem eventuell kommunistischen Polen zu gewähren. Zudem wandte ihr Interesse sich nun

stärker der Bildung einer unabhängigen polnischen Regierung und der Durchführung freier Wahlen
in Polen zu als dessen Grenzen. Das abschließende Kommunique der Konferenz spiegelte nach einigem Hin und Her deren Ergebnisse wieder, so die beabsichtigte „Errichtung einer Polnischen Provisorischen
Regierung . . . die . . . auf einer breiteren demokratischen Grundlage unter Einschluss von demokratischen Führern aus Polen selbst und von Polen im Ausland umgebildet werden (soll)." Außerdem verkündeten die drei Regierungschefs ihre „Ansicht, dass die östliche Grenze Polens der Curzonlinie folgen sollte, mit Abweichungen von 5 bis 8 Kilometern in gewissen Gebieten zugunsten Polens. Sie anerkennen, dass Polen beträchtlichen Gebietszuwachs
im Norden und Westen erhalten muss. Sie sind der Meinung, dass die Ansicht der neuen Polnischen Provisorischen Regierung der Nationalen Einheit über den Umfang dieses Zuwachses zu gegebener Zeit einzuholen und dass die endgültige Festlegung der Westgrenze
Polens danach bis zur Friedenskonferenz zurückzustellen ist."
Den Zusammenhang beider Fragen hob Churchill wenige Wochen später noch einmal vor dem Unterhaus hervor:
„. . . noch wichtiger als die Grenze Polens . . . ist Polens Freiheit . . . Aber werden sie auch Herren im eigenen Hause sein?" Um diese Zeit war die völlige Übertragung der Zivilverwaltung im eroberten Ostdeutschland an die Lubliner Polen schon im Gange. die Austreibung der Deutschen und die Einsiedlung von polnischen
Zuwanderern wurde offen vorbereitet. Auf ihre besorgten Fragen erhielten die Westmächte hinhaltende Antworten, wie auch die in Jalta vereinbarte neue Regierung mit Mikolajczyk als stellvertretendem Ministerpräsidenten erst am 28. Juni zustande kam. Nur drei weitere Kabinettsitze wurden Nichtkommunisten zugebilligt. Trotzdem erhielt diese Regierung "der Nationalen Einheit" die angelsächsische Anerkennung, die den Londoner Exilpolen, welche der Oder-

Neiße-Linie immer noch ablehnend gegenüberstanden, nunmehr versagt wurde. Als die führenden amerikanischen und britischen Staatsmänner sich am 17. Juli 1945 in Potsdam mit den sowjetischen trafen, haben sie auch noch einmal versucht, wenigstens Niederschlesien zwischen der östlichen und westlichen Neiße für Deutschland zu retten. Sie kamen aber gegen den entschlossenen Willen Stalins und die von ihm in Mittel- und Ostdeutschland vollendeten Tatsachen nicht mehr an. Der Text der Potsdamer Erklärung vom 2. August 1945 bringt das mit allen Vorbehalten der Westmächte deutlich zum Ausdruck.

aus: Schlesischer Heimatkalender 1960

Charta der deutschen Heimatvertriebenen

Im Bewusstsein der Verantwortung vor Gott und den Menschen, im Bewusstsein ihrer Zugehörigkeit zum christlich-abendländischen Kulturkreis, im Bewusstsein ihres deutschen Volkstums und in der Erkenntnis der gemeinsamen Aufgabe aller europäischen Völker haben
die erwählten Vertreter von Millionen Heimatvertriebenen nach Prüfung ihres Gewissens beschlossen, dem deutschen Volk und der
Weltöffentlichkeit gegenüber eine feierliche Erklärung abzugeben, die die Pflichten und Rechte festlegt, welche die deutschen Heimatvertriebenen als ihr Grundgesetz und als unumgängliche Voraussetzung für die Herbeiführung eines freien und geeinten Europas ansehen.

1. Wir Heimatvertriebenen verzichten auf Rache und Vergeltung. Dieser Entschluss ist uns ernst und heilig im Gedenken an das unendliche Leid, welches im Besonderen das letzte Jahrzehnt über die Menschheit gebracht hat.

2. Wir werden jedes Beginnen mit allen Kräften unterstützen, das auf die Schaffung eines geeinten Europas gerichtet ist, in dem die Völker ohne Furcht und Zwang leben können.
3. Wir werden durch harte, unermüdliche Arbeit teilnehmen am Wiederaufbau Deutschlands und Europas.
Wir haben unsere Heimat verloren. Heimatlose sind Fremdlinge auf dieser Erde. Gott hat die Menschen in ihre Heimat hineingestellt. Den Menschen mit Zwang von seiner Heimat trennen bedeutet, ihn im Geiste töten.
Wir haben dieses Schicksal erlitten und erlebt. Daher fühlen wir uns berufen zu verlangen, dass das Recht auf die Heimat als eines der von Gott geschenkten Grundrechte der Menschheit anerkannt und verwirklicht wird. Solange dieses Recht für uns nicht verwirklicht ist, wollen
wir aber nicht zur Untätigkeit verurteilt beiseite stehen, sondern in neuen geläuterten Formen verständnisvollen und brüderlichen Zusammenlebens mit allen Gliedern unseres Volkes schaffen und wirken.

Darum fordern und verlangen wir heute wie gestern:

a) Gleiches Recht als Staatsbürger, nicht nur vor dem Gesetz, sondern auch in der Wirklichkeit des Alltags
b) Gerechte und sinnvolle Verteilung der Lasten des letzten Krieges auf das ganze deutsche Volk und eine ehrliche Durchführung dieses Grundsatzes
c) Sinnvollen Einbau aller Berufsgruppen der Heimatvertriebenen in das Leben des deutschen Volkes
d) Tätige Einschaltung der deutschen Heimatvertriebenen in den Wiederaufbau Europas. Die Völker der Welt sollen ihre Mitverantwortung am Schicksal der Heimatvertriebenen als der vom Leid dieser
Zeit am schwersten Betroffenen empfinden.

Die Völker sollen handeln, wie es ihren christlichen Pflichten und ihrem Gewissen entspricht.

Die Völker müssen erkennen, dass das Schicksal der deutschen Heimatvertriebenen wie aller Flüchtlinge ein Weltproblem ist, dessen Lösung höchste sittliche Verantwortung und Verpflichtung zu gewaltiger
Leistung fordert.

Wir rufen die Völker und Menschen auf, die guten Willens sind, Hand anzulegen ans Werk, damit aus Schuld, Unglück, Armut und Elend für uns alle der Weg in eine bessere Zukunft gefunden wird.

Stuttgart, 5. August 1950

Deklaration

zur Charta der deutschen Heimatvertriebenen vom 5. August 1950

Vor zehn Jahren, als noch niemand voraussehen konnte, was aus Deutschland und aus uns deutschen Heimatvertriebenen würde, haben wir in unserer Charta - von unseren erwählten Vertretern unterzeichnet und verkündet - vor Gott und der Welt erklärt, was wir erlebten,
was wir dachten und was wir erstrebten. Millionen Menschen mussten zu dieser Zeit noch um die einfachsten
und im Leben des einzelnen doch entscheidenden Dinge bangen und kämpfen, um ein Dach über dem Kopf, um Arbeit, um Brot.
Die geistig-moralische Not jener Zeit seit 1945, das soziale und wirtschaftliche Chaos, in das wir, unseres eigenen Willens beraubt, hineingetrieben wurden, ließen uns nicht verzweifeln. Wir wurden nicht zum sozialen Sprengkörper im politischen Spannungsfeld Europas. Die Prüfungen und das Leid, das wir - wie heute Millionen Menschen anderer Völker

- tragen mussten, prägten die festen, unverrückbaren Grundlagen unserer damaligen und gegenwärtigen Haltung. Wir wollen auch jetzt und künftig wie ehedem in die Heimat zurück. Wir sehen keinen Anlass, unsere Haltung zu ändern, umso mehr, als wir glauben, die Pflichten, die wir in der Charta auf uns nahmen, nach bestem Wissen und Gewissen beim Wiederaufbau Deutschlands und Europas erfüllt zu haben.
Wir anerkennen die Leistung des deutschen Volkes im Überwinden der Notstände. Sie stellt aber keineswegs die abgeschlossene Erfüllung der von uns vor zehn Jahren erhobenen sozialwirtschaftlichen Forderungen dar.
Dem in manchem hektischen wirtschaftlichen Aufstieg der Bundesrepublik, den wir zwar als Lebensmöglichkeit der Bevölkerung würdigen, stehen wir kühl gegenüber, weil wir auch dessen Schattenseiten deutlich erkennen.
Die Not unserer Tage wird besonders klar an der noch immer nicht überwundenen Zerreißung Deutschlands, an der Unfreiheit unserer Schwestern und Brüder jenseits des Eisernen Vorhangs und an der Tatsache, dass noch immer mehr als hundert Millionen Menschen anderen Volkstums ostwärts von Deutschlands Grenzen wehrlos einem Terrorregime ausgeliefert sind. In der Charta erklärten wir ein geeintes Europa, in dem die Völker ohne Furcht und Zwang leben können, als eines unserer grundlegenden Ziele. Heute wissen wir, dass dieses Ziel nur erreicht werden kann, wenn das in den Satzungen der Vereinten Nationen proklamierte Selbstbestimmungsrecht ohne Einschränkung allen Völkern zugestanden wird.
Wir bekennen uns daher heute erneut und feierlich zu den vor zehn Jahren in der Charta der deutschen Heimatvertriebenen aufgestellten Grundsätzen.

Um ihrer Verwirklichung willen müssen wir heute fordern:

1. Das durch das internationale Recht und die Satzung der Vereinten Nationen verbürgte Selbstbestimmungsrecht hat

für alle Völker zu gelten, also auch für das deutsche Volk. Seine Verwirklichung darf nicht Interessen anderer Staaten geopfert werden.
Jedes Volk in der Welt muss das Recht haben, in voller Freiheit seine eigenen Werte zu bewahren, zu entwickeln und dadurch seinen Beitrag zur Kultur der Menschheit zu leisten.

2. Die Wiedervereinigung aller durch Willkür und Gewalt voneinander getrennten Teile Deutschlands ist trotz aller Hemmungen und trotz aller Widerstände herbeizuführen. Dafür einzutreten und einzustehen, ist den deutschen Heimatvertriebenen ernsteste Verpflichtung. In diesen Grundsätzen erblicken die deutschen Heimatvertriebenen
die wichtigste Voraussetzung für einen dauerhaften und beglückenden
Frieden in der Welt. Nur in ihm können sich Freiheit und Würde des Menschen behaupten. Ihm zu dienen, ist unser aller Aufgabe.

Stuttgart, 6. August 1960

Was ist Vertreibung ?

Vertreibung ist: Die zwangsweise Verweisung einer geschlossenen Bevölkerung aus ihrem seit Jahrhunderten unbestrittenen und angestammten Lebensraum. Menschen und ihr Boden wachsen unbewusst, oft Generationen übergreifend, zu einem „Geschichtskörper" zusammen, der elementar zusammengehört. Nach den Liebesliedern sind es
die Heimatlieder, die starke psychisch seelische Verbundenheit zum Ausdruck bringen.

Sie ist ein Zerreißen tiefer Lebensbedingungen. Vertreibung bedeutet den totalen, unwiderruflichen Entzug der Lebensvoraussetzungen für Leib und Psyche. Für die Vertriebenen hieß es „mit (fast) nichts ins Nichts"! Als Heimatloser ist er ein „Geworfener", der der ihm vom Schöpfer zugedachten erdhaften Verwurzelung und Geborgenheit beraubt wird. Heimat wird in langer, oft die Generationen übergreifender Zeit, in stillem Wachstum.

Vertreibung ist ein kurzer, brutaler Akt terroristischer Willkür, der über das in Jahrhunderten Gewordene mit positivistischer Kälte hinweggeht. Vertreibung zerreißt ohne Herz das, was der genannte „Geschichtskörper" organisch im Zeitenrhythmus geschaffen hat, also eine brutale Zerstörung menschlicher Kultur auf allen Ebenen.

In der Vertreibung büßt der Mensch seine Würde ein.

Prälat Prof. Dr. Franz Scholz
(Verlag Zentralstelle Grafschaft Glatz e.V.)

Der Mensch - Wolf oder Schaf?

Unsere Geschichte ist mit Blut geschrieben

Die Vorgänge in der Ukraine beherrschten die Schlagzeilen in allen Medien. Mord, Totschlag, Vergewaltigung, Folter, Vernichtung, Zerstörungen, notleidende, hungernde, frierende Menschen, schreiende, weinende Kinder und erschütterte alte Leute werden uns fortgesetzt vor Augen geführt. Inzwischen ist der Eindruck erweckt, als wären nur die Russen durchweg Bastarde. Aber waren die Menschen anderer Völker anders, wenn sie unter grauenhafter Propaganda einer brutalen, skrupellosen, dämonischen

Herrschaft agierten? Der russische Gelehrte und Schriftsteller Fedor M. Dostojewski, vor 200 Wolfgang Kay Jahren in Moskau geboren (1821-1881), wusste, in welche Abgründe der Mensch abstürzen kann und schrieb:

„Menschen wie Tiger Es gibt Menschen, die wie Tiger nach Blut lechzen. Wer sie einmal gekostet hat, diese Macht, diese unumschränkte Herrschaft über den Leib, das Blut und den Geist eines anderen Menschen, der gleich ihm geschaffen und laut Christi Gebot sein Bruder ist, wer einmal die Möglichkeit kennen gelernt hat, einem anderen Geschöpf ... tiefste Schmach und Erniedrigung anzutun, der wird ganz unwillkürlich die Herrschaft über seine eigenen seelischen Regungen verlieren. Geist und das Gefühl werden selbst für die anormalsten Dinge zugänglich". „Der Mensch - Wolf oder Schaf?" fragt der Psychoanalytiker Erich Fromm. Gewiss ist der Wolf tückischer als ein Tiger. Der Tiger tötet, um satt zu werden. Wölfe töten gelegentlich sinnlos und lassen ihre Opfer liegen. Der englische Denker und Philosoph Hobbes (1588-1679) kam zu dem Schluss: „Der Mensch ist seines Mitmenschen Wolf Wölfe wollen töten; die Schafe wollen tun, was man ihnen befiehlt. So bringen (sinnbildlich) die Wölfe die Schafe dazu zu töten, nicht etwa, weil es ihnen Freude macht, sondern weil sie folgen wollen; und darüber hinaus müssen die Mörder noch Geschichten erfinden, die von ihrer gerechten Sache, von der Verteidigung der bedrohten Freiheit, von der Rache für mit dem Bajonett erstochene Kinder, von vergewaltigten Frauen und von verletzter Ehre handeln, um die Mehrheit der Schafe dazu zu bringen, sich wie Wölfe zu verhalten". Ein Blick zurück: Das gesamte Mittelalter und die Neuzeit waren durchzogen mit Kriegen, die unendliches Leid über die Menschen brachten. Kurfürsten und Fürsten waren meist in Feindschaft verbunden. Die Kurfürsten hatten das Land unter sich Russland erlebt gerade nichts Geringeres, als das komplette Verschwinden aller moralischen Maßstäbe, weil jene den Ton angeben, die

besonders unmenschlich sind, sagt die russische Journalistin Kirillowa. Die Tyrannei ist eine Gewohnheit, sie hat die Fähigkeit, sich zu entwickeln und artet schließlich zu einer Krankheit aus. Ich bin ganz entschieden der Meinung, dass auch der beste Mensch durch Gewohnheiten erstarren und so roh und stumpfwerden kann wie ein rohes Tier. Blut und Macht berauschen den Menschen; sie entwickeln in ihm einen Hang zur Rohheit und zu Ausschweifungen; der aufgeteilt und ihren Herzögen, Grafen und Bischöfen jeweils ein Stück davon abgegeben. Und die wiederum gaben es ihren Rittern und Freiherren, die fröhlich feiern und auf die Jagd gehen konnten. In diesem Kontext spielte die Kirche, auch Martin Luther, eine sehr unrühmliche Rolle. Sie verteidigte die nach ihrer Meinung „von Gott gewollte Ordnung" (Kaiser oder König von Gottes Gnaden).

Je nachdrücklicher die „Sprecher Gottes" für die Rechte der Obrigkeit eintraten, je besser ging es ihnen. Und das funktionierte, weil sie verkündeten, dass Gott jeden an seinen Platz gestellt und jeder sich dem Willen Gottes zu unterwerfen hatte. Was der Adel tat, musste gottgewollt sein. So trugen die Menschen auf unterer Ebene gottesfürchtig ihr Leid und sahen mit an, wie der Adel
in Glanz und Gloria und Pfarrer und Ordensleute wohlernährt lebten. Adel und Kirche nahmen sich einen immer größeren Batzen von den Ärmsten, meist von den Bauern, die sich durch harte Arbeit zugrunde richteten. Ihre Unersättlichkeit, ihre Machtgier, ihr Geltungsdrang, ihre Selbstgefälligkeit und Ruhmsucht haben dem gemeinen Volke nur Elend gebracht. Grausame Wolfsrudel (im Sinne von Hobbes) sind immer wieder übereinander hergefallen. Wie schlimm die Menschen auf einander eingeschlagen haben, lässt das folgende Gedicht, geschrieben nach dem 30jährigen Krieg, vermuten:

Der Mai des Jahres 1649

Durch dreißig Lenze dauert fort
Hunger und Pest und Krieg und Mord.
Zum ersten Mal nach 30 Jahren
Der tausend Entsetzen
und tausend Gefahren

Grünt wieder heiter im Frieden der Mai
Macht endlich die Menschenherzen frei
Viel schöner und freudiger blühet das Land
Und glückliche Menschen
geh 'n Hand in Hand.

Niemand braucht sich mehr zu verstecken,
niemand vor Waffengeklirr zu erschrecken.
Es zieht als einziges Kriegesheer
Der Blütenstaub im Land umher.

Und siegesgekrönter Feldobrist
Der schöne junge Maien ist
Die Nachtigall das Kriegslied singt
„Zir - zir! - horch, wie ihr Ruf erklingt:
„Kybbutz! Da vit! Kitzeach, merikod"!
Zuend ist alle Qual und Not.

Not und Qual waren nicht zu Ende. Die Wölfe wüteten weiter.

Die Geschichte der Menschheit ist mit Blut geschrieben, es ist die Geschichte nie abreißender Gewalttaten, denn fast immer hat man sich die anderen mit Gewalt gefügig gemacht. Veranlasst durch bösartige „Wölfe" (Napoleon, Pascha, Hitler, Stalin). Diese Männer standen nicht allein. Sie verfügten über Tausende, die für sie töteten, für sie

folterten und die es nicht nur willig, sondern sogar mit Vergnügen taten. Stoßen wir nicht überall auf die Unmenschlichkeit des Menschen - bei seiner erbarmungslosen Kriegsführung, bei Mord und Vergewaltigung, schreibt E. Fromm weiter. All das, genau das, erleben wir gerade im Ukraine/Russland-Konflikt, ausgelöst durch einen bösartigen Leitwolf namens Putin. Zu seinen Motiven äußert sich die ZDF-Reporterin Katrin Eigendorf: „Man muss begreifen, dass sich Totalitarismus und Nationalismus nie mit dem eigenenLand zufriedengeben, sondern immer expandieren wollen". Das bestätigte Putin selbst, indem er die Auflösung des Ostblocks als größte Katastrophe des letzten Jahrhunderts markierte.
Sicherlich hatte Dostojewski die Napoleonfeldzüge für seine barsche Kritik vor Augen - Napoleon, der der Kriegslust wegen den Boden Mitteleuropas mit Blut getränkt hat. Aber soweit muss man gar nicht zurückschauen. Die größte Katastrophe begann mit dem 1. Weltkrieg, der von Österreich ausging und das mit dem starken Bündnispartner Deutschland im Rücken den Krieg erklärte. Dass andere Staaten, angetrieben durch die internationalen Finanzkapitalisten, den Krieg mit Deutschland schon weit vor den Schüssen in Sarajewo vorbereitet hatten und unbedingt wollten, wird in der Geschichtsschreibung meist unterdrückt. Die Kämpfe verloren sich in unbegreiflicher Grausamkeit, bitterem Leid und hatten ca. 10 Millionen Menschen das Leben gekostet. Als Deutschland endlich kapitulierte, gab man unserem Land die Alleinschuld an der Auseinandersetzung und schloss den Versailler Vertrag, der dann wohl die Ursache für den zweiten, schrecklichen Weltkrieg war. Der britische Premierminister David Lloyd George hat die Friedensbedingungen maßgeblich mitbestimmt. Als der Vertrag unterzeichnet war, stellte er fest „Jetzt haben wir ein schriftliches Dokument, das uns Krieg in 20 Jahren garantiert". Er wusste also genau, was man angerichtet hat. Welch eine widerliche Hinterlist. Können rohe Tiger (um in der Wortwahl Dostojewskis zu bleiben) so heimtückisch sein? Tatsächlich

hatten 20 Jahre später die Nationalsozialisten unter der Leitung des gebürtigen Österreichers Adolf Hitler zu ihrem Vernichtungsfeldzug angesetzt. Unter dem sadistischen Führer versammelte sich ein „Wolfsrudel", das aufgebaut auf Lügengeschichten grobe, unbarmherzige, menschenverachtende Bestien in Aktion setzte. Wie grausam einige deutsche Soldaten in Polen und Russland gewütet haben, beschrieb Generalmajor Helmuth Stieff in einem Brief an seine Frau. „Die blühendste Phantasie einer Gräuelpropaganda ist arm gegen die Dinge, die eine organisierte Mörder-, Räuber- und Plünderbande unter angeblich höchster Duldung verbricht. Ich schäme mich, ein Deutscher zu sein. Diese Minderheit, die durch Morden, Plündern und Sengen den deutschen Namen besudelt, wird das Unglück des ganzen deutschen Volkes werden". Die von den Nationalsozialisten ausgelösten Verbrechen, die Deportation und Ermordung der europäischen Juden, die Ausmerzung der Geisteskranken unter dem Begriff Euthanasie und die Christenverfolgung durch die Protagonisten Hitlers liegen in ihrer Dimension jenseits menschlicher Vorstellungskraft (die nationalsozialistische Barbarei hat hierzulande allein unter den Priestern und Ordensleuten etwa 4.000 Opfer gefordert). Beispiele dafür, wie sie im eigenen Lande wüteten, sind dem Buch von Kossert zu entnehmen. So geschehen in Ostpreußen, als die Rote Armee unser Land schon erreicht hatte: 3.000 jüdische Gefangene waren Anfang 1945 im ostpreußischen Palmnicken in der Hand der SS. „Noch in der Nacht zum 1. Februar wurden die Opfer unter dem Vorwand, man wolle sie per Schiff in Sicherheit bringen, den Seeberg hinunter zum Strand geführt. Dort mussten sie an der vereisten Ostseeküste entlang nach Süden marschieren. Zwischen dem Strand und dem 30 Meter höher gelegenen Ort erstreckte sich in breiter Wald- und Parkstreifen, so dass nur wenige Palmnicker beobachteten, was jetzt geschah. Die SS-Schützen rollten die weit auseinandergezogene Kolonne von hinten auf, trennten jeweils die letzte Gruppe ab und jagten sie unter Maschinengewehrfeuer auf das Eis und ins Wasser.

In der Dunkelheit und bei der Eile war nicht gewährleistet, dass alle Häftlinge tatsächlich getötet wurden. Viele hat man zunächst nur verwundet oder gar nicht getroffen. Manche sanken in Ohnmacht, erfroren oder gerieten zwischen die Eisschollen und ertranken. Andere starben nach tagelangen Qualen am Strand." Etwa 200 Menschen hatten wohl überlebt.

Wolfgang Kay

aus: Schlesische Nachrichten 09/2023, S. 2/3

Der Kahn der fröhlichen Leute

„Heut zum Feierabend wirst du ja staunen!“ konnte sich der Onkel am Sonnabendmorgen nicht beherrschen. Am Abend mußte Wilhelmine es sich gefallen lassen, daß sie mit einer Binde vor den Augen – wie beim Blindekuhspiel – aus ihrer Kajüte zur Laube auf dem Deck geführt wurde. Der Steuermann schob sie auf den nicht gerade sehr breiten Laufbrettern wie sie längs der Kahnseiten führen, behutsam vor sich her. Es war gar nicht nötig. Wilhelmine Butenhof ging auf ihrem Schiff auch mit verbundenen Augen ganz sicher. Am Bug wurde sie auf einen für sie bereitgehaltenen Bretterstuhl gedrückt. Man nahm ihr das Tuch von den Augen, und vor dem Kinde tat sich ein herrlicher Anblick auf. An allen vier Ecken der Laube waren an langen Stöcken Lampions angebracht. Der nüchterne Bretterverschlag war mit roten und blauen Tüchern drapiert, von denen eins sogar mit goldenen Flittersternen besetzt war. Das Mädchen musste an den Theatermantel von Michels Freundin Zerline denken. Hier verhüllte der Flitterschleier den Eingang der Laube. Außer dieser unerwarteten Pracht und dem Steuermann Ohnesorge, der seitlich hinter Wilhelmine stand, war nichts und niemand zu sehen. Bunt, fremd und verheißungsvoll glitt die strahlende Hütte an den Wiesen, Erlen und Weiden

der Oderebene vorüber. Der Steuermann klatschte dreimal in die Hände, Wilhelmine rückte auf ihrem Stuhl hin und her, fuhr sich mit beiden Händen in die Locken und blickte aufgeregt bald auf Ohnesorge, bald auf die Hütte. Aber die Überraschung, die sich 82 immer deutlicher ankündigte, kam aus einer ganz anderen Richtung. Aus der Männerkoje war der Schiffsjunge Fordan die Kajütentreppe herauf gestiegen und ließ sich, eine Ziehharmonika schwenkend, auf der obersten Stufe nieder, nicht ohne in gänzlich ungewohnter Weise ein Taschentuch untergebreitet zu haben. Denn er trug einen schönen weißen Anzug mit einer breiten roten Schärpe, dazu Steuermanns Ohnesorge großen Strohhut, seitlich hochgeschlagen. Unter dem Hut war ein rotseidenes Tuch eng um seinen Kopf geknotet. Am rechten Ohr, unter der hochgebogenen Strohkrempe, klirrte ein runder, goldener Ohrring. »Ein schöner Männlein«, nickte die Schiffseignerin ernsthaft, sich zu dem Steuermann zurücklehnend, »und wie der Männlein spielen kann.« Der Umgang mit der Ziehharmonika (neben dem Bogenspucken über die Bordwand) war aber auch das erste gewesen, was Fordan von den Fertigkeiten der Schifffahrt mit Eifer erlernt hatte. Bei den letzten, tiefen und unruhevollen Klängen seines Instrumentes wurde der glitzernde Vorhang der Laube bei Seite geschoben, und Lattersch trat mit einer tiefen Verbeugung hervor. »Wilhelmine zum Dank, viel Jubel — nie Zank!« deklamierte er, und die Butenhof stellte fest, dass er zu dieser Ansprache einen Frack angezogen, ein Gebiss in den zahnlosen Mund geschoben und seine ungewaschenen grauen Haare wellig gebrannt hatte. Ganz fremd war er ihr, fremd wie Fordan, fremd wie der Kahn; sie versank in staunendes Schweigen und fühlte nur ihr Herz schlagen und das Wasser an die dunklen Schiffswände pochen.

Der Steuermann steckte fünf Laternen rings um die Laube an. Lattersch zog einen silbernen Häkelbeutel aus jeder Hosentasche, legte sie auf einem bereitgehaltenen Tischchen mit Samttrotteln und Goldbeschlag vor sich hin und entnahm ihnen glatte weiße Kugeln; eine Mandel, als wären es

Eier. Mit dem leidenschaftlichen Ausruf: »Erste Nummer: Rio Bellardi, Zauberkünste aus dem bloßen Handgelenk, zu Wasser und zu Lande!« begann er nun ein wildes Spiel. Alle Bälle kamen an die Reihe, allerdings nacheinander, immer zu dreien. Mit mehr Bällen schaffte es der Alte nicht mehr. Wilhelmine blieb trotzdem der Mund offenstehen. Denn jeder der nicht allzu hoch gewirbelten Bälle war mit einem Buchstaben bemalt, und ihre Folge ergab eindeutig und unverkennbar: »Hurra, Wilhelmine!«, wozu eine Mandel Bälle gerade ausreichte. Darin bestand die Zauberei.
Fordans Harmonika fiel wieder brausend ein. Lattersch brannte ein bengalisches Feuer in zwei Farben ab, und in dem roten Schein hüpften Winderlich und Gura aus dem Zelt, in anliegendem Rosatrikot mit goldenen Badehosen. Winderlich kleidete sein Kostüm gar nicht gut, aber er hatte ja früher auch niemals in diesem Genre gearbeitet, und er sehnte sich heiß seine Frau und seinen Jungen herbei. Dann brauchte er nicht nur als gewissenhafter Aushelfer dazustehen oder, besser, hervor zu hüpfen. Der schwarzhaarige Gura sah vorzüglich aus; von den dünnen Stellen seines Haarwuchses war nichts zu entdecken; er hatte heut auch wirklich keine Kartoffeln gegessen und sich lebhaft geschminkt. Ohnesorge streifte hinter Wilhelmines Rücken die Hose herunter, den Pullover über den Kopf und sprang, ebenfalls in Trikot und goldener Dreieckshose, zu den beiden Kollegen. »Die drei Spanielos!« schrien sie gemeinsam; Ohnesorge tänzelte nach links, Gura nach rechts, und den älteren Herrn stemmten sie wie ein Brett in die Höhe; das schlug ja beinahe in sein Fach. Mit Kopf und Füßen sich anpressend, glitt Winderlich tiefer, so dass die drei Männer ein klares lateinisches >H<, den Anfangsbuchstaben des Kahnes >Helene<, bildeten.
Dann ließ Winderlich sich graziös zur Erde sinken; Gura schlug über ihm eine Brücke, faltete sich mehrmals zusammen und blickte, den Kopf unter dem Hinterteil hervorsteckend, die Schiffseignerin Butenhof Beifall heischend an. Wilhelmine beugte sich tief herab, aber sie konnte sich nicht

genügend damit beschäftigen, das Rätsel von Guras unheimlichen Verschlingungen zu lösen. Ohnesorge und Winderlich begannen einen Ringkampf, was von Seiten des feinen Herrn Winderlich sehr leichtsinnig war. Aber der Kampf gelangte dadurch zu einem guten Ende, dass der Onkel als Indianer verkleidet aus der Laube stürzte (wie hatten die Männer nur alle Platz in ihr gehabt!), beide ohne Anstrengung zu Boden streckte (was aber vereinbart war) und sich auf ihrem Rücken postierte, um nun auch noch ein riesiges Gewicht in die Höhe zu stemmen. Zur Belohnung hob dann der Steuermann den Onkel mitsamt dem Gewicht über sich hinaus, und Winderlich begleitete die Szene mit vornehmen Bewegungen. Wilhelmine atmete schwer, die Männer klatschten sich gegenseitig Beifall, die Lampions und die Laternen flackerten, die Oder schwand im Dunkel der einbrechenden Nacht, und Fordans Harmonikaspiel nahm kein Ende mehr. Da kam es auch über das Kind. Es wollte sich beteiligen, einen Tanz darbieten; und die Männer fanden alle, dass es eine reizende Aufführung wäre, wie das tanzende, pausbackige, derbe kleine Mädchen mit seiner ernsten Miene schwärmerisch mit beiden Armen in Höhen und Weiten zu greifen, mit seinen Füßen aber auf den Boden zu stampfen schien. Eigentlich handelte es sich um einen Reigentanz; Wilhelmine hatte ihn in der Fürstenberger Winterschule für die Schifferkinder gelernt, und sie musste ihn zu der solistischen Aufführung selbständig etwas umwandeln, was ihr nach Meinung der Artisten vortrefflich gelang. Sie applaudierten alle begeistert, als Wilhelmine ihren Tanz mit einem wilden Wirbel schloss und mit ihrer rauhen Stimme atemlos sang: »Mein kleines Bäuchlein, freue dich; was ich verdiene, ist für dich.« Als die Männer sie bewunderten, erklärte sie, ganz außer Fassung, ihre Großmutter sei auch immer so fidel gewesen. »Viel Vergnügen« hatte sie der Familie Butenhof gewünscht, als sie am Verscheiden war.

*Es wäre ein vollendet glücklicher Abend geworden, hätte der Schleppzug nicht wieder sein feindliches Treiben entfaltet. Ein ohrenbetäubendes Quietschen von sinnlos

zusammengedrückten und auseinander gezerrten Harmonikas setzte ein. Die Schiffer von den beiden nebeneinander gekoppelten Vorderkähnen hatten sich zusammengerottet, warfen Kartoffelschalen und alte, vertrocknete Mohrrüben aufs Deck der >Helene<, verbaten sich die Helligkeit und den Lärm, bei dem kein Mensch schlafen könne, und erkundigten sich, ob die Butenhof Wilhelmine nun total übergeschnappt wäre und was das ganze Zirkusgesindel eigentlich im Schleppzug zu suchen hätte. Der Vormund murmelte vor sich hin: »So eine Menschheit - so eine Menschheit!« und wischte sich mit dem Zeigefinger in den Augenwinkeln herum. Lattersch versuchte nach Jongleurart die dürren Mohrrüben wieder zurückzuwerfen, und Fordan reichte sie ihm zu. Der Steuermann und sogar der bequeme Gura machten alle möglichen Anstalten, auf dem Wege über das große Steuer und das Beiboot auf die Vorderkähne zu klettern. Gura rief immerzu, dass dies das Aufregendste sei, was er je erlebt habe; und der gemessene Herr Winderlich suchte in all den Lärm hinein weltmännisch zu verhandeln und steckte sich überlegen eine Zigarette an.
»Schnickt sie feste«, schrie die Kleine dem Steuermann und dem Schlangenmenschen zu, »schnickt sie in ihre dreckige Fresse.«
Daraufhin verstärkte sich der Rüben- und Kartoffelhagel, und der Onkel ließ die Arme sinken, indem er verzweifelt mahnte: »Ihr könnt doch nicht so ein kleines Mäderle mit Kartoffeln schmeißen - was macht ihr denn mit dem Kindel-« Das Kindel half sich selbst. Ja, es schien, als verteidige in allererster Linie Wilhelmine ihren Kahn und seine ganze Besatzung. Sie hatte den Kohlenberg in der Tiefe des Schiffsrumpfes erklommen und schleuderte die kleinen Stücke, die zersplittert auf den großen Blöcken lagen, in hohem Bogen über Bord auf das feindliche Deck, dass drüben die Männer fluchend und die neugierigen Frauen kreischend auseinander stoben.
Ihre eigenen Leute beruhigte die Kleine; aber unentwegt

schmiss sie Kohle und schrie mit kohlschwarzem Gesicht (die Locken hingen ihr wirr in die Augen): »Scheißkerle ihr – ihr feigen Armleuchter, ihr dort drüben -«
Der Bootsjunge in Strohhut und Schärpe schwang ihr die Laterne.
»- Immer habt ihr nur eins auszuwischen - meinem Kahn - meinem schönen Zirkus - meinen Männern hier - Fordan, wirf du auf die Lergen - ich treff' nicht so gut.«
Sie riss ihrem Helfer die Laterne aus der Hand und schwenkte sie hoch durch die Luft, daß die Kerze erlosch; und damit war der Kampf beendet. Den Onkel wurmte es sehr, daß man ihm vorgeworfen hatte, er sei kein richtiger Schiffer, und daß sie die >Helene< einen erbärmlichen Kahn genannt hatten.

Jochen Klepper

aus: „Erzählungen aus Schlesien“, Weltbildverlag 1989

Die Fischteiche

Wenige kannten die Landschaft des östlichen Oderufers. Viel zu selten kamen wir selbst dort hin. Immer lockten im Westen die Berge, die Burgen und Bauden. Es war auch, als lebten wir alle im Bann des Zobten, als verlören wir uns an fremde Mächte, wenn sein Bild uns hinter den Trebnitzer Höhen entschwand. So war das Katzengebirge mit seinen sandig lehmigen Hügeln und sanften Wellen wie eine Schwelle, hinter der ein Abenteuer wartete; aber ein Abenteuer, das die wenigsten lockte.
Längst war der Drang nach Osten, der einst die Väter in das Land gezogen hatte, still geworden; er lebte nicht weiter in den Stämmen, die hier gesiedelt hatten, während unentrinnbar die Sehnsucht nach dem Süden noch heute im ganzen Volke lebt. Längst war vom Mittelpunkt des Landes her ein Kreis geschlagen, der das Schlesische beschloss,

den heimatlichen Raum, in dem eine eigene Art des deutschen Wesens geworden war in der Begegnung zweier Welten: West und Ost, und zweier Mächte: Nord und Süd. Jenseits des Katzengebirges verwandelte sich das Gesicht der Landschaft, blieb das vom steilen Rand des Riesengebirges noch immer beherrschte Odertal zurück und verlief das offene Land in die grenzenlose Weite des unbekannten Ostens. Jenseits der Katzenberge gewann eine andere Seele in der Landschaft Macht, rührte ein fremdes Schicksal an ihr Herz. Jenseits des Katzengebirges
begann die Grenze . . . Und dieses Grenzland, aus dessen südlichen, von Oberschlesien hereinragenden Kiefernwäldern im Sommer noch der blaue Rauch der Kohlenmeiler stieg, barg weiter nördlich eine der eigenartigsten und anziehendsten, aber auch eine der unbekanntesten Landschaften der Heimat: die einsamen und verträumten Fischteiche zwischen Trachenberg und Militsch.
Am schönsten Sommersonntag, wenn von der Oder bis zum Rand des Riesengebirges alle Ausflugsorte überquollen von den Scharen der Besucher, wenn auf allen Straßen die Autos und die Autobusse rasten, wenn alle Täler und Waldwege erfüllt waren von überlauter Fröhlichkeit, lagen die Militscher Seen still und verschwiegen, von niedrigen Deichen begrenzt und von Morast und verschilftem Sumpf umsäumt, in den von Lichtungen und Wiesen unterbrochenen Buchenwäldern. Wir saßen am Ufer im leise schwankenden Kahn; seine Kette knarrte, und das Wasser gluckste in winzigen Wellen an seine Flanken. Im leichten Morgenwind wogte sachte das Schilf und nickten die Binsen, und die junge Brut der Stichlinge und Barsche tummelte sich im seichten Wasser; Kammmolche mit feurigen Bäuchen tauchten auf aus dem schlammigen Grund, und Gelbrandkäfer ruderten hastig durch algenverhangene Zweige und Wurzeln. Draußen im Seeleuchteten weiß die Seerosen in schwimmenden Beeten, Wasserhühner zogen zwischen ihnen mit ihren Völkern und einzelne Taucher, und hier und da sprang ein Fisch, und schwingende Kreise

wuchsen gelassen über die Fläche. Aller Unruhe entrückte die Heimlichkeit und die Abgeschiedenheit dieser Wälder. Ihre Stämme und Kronen spiegelten sich in den stillen Gewässern. Der Zauber dieser träumenden Versonnenheit ist uns in keiner Landschaft des Vaterlandes wieder begegnet. Sie war auch unvergleichlich mit allen andern Wasserlandschaften der Heimat: mit der bewegten Weite der Liegnitzer Seen, auf deren Inseln die Scharen der Möwen nisten, oder der überraschenden Breite der großen Staubecken, in denen ganze Dörfer versunken waren, umrahmt von den dunklen Wäldern bei Turawa, im Angesicht der südlichen Sudeten bei Ottmachau, oder mit der lieblichen Szenerie der kleineren, in bewaldete Täler des Vorgebirges eingeschnittenen Talsperren, in deren Tiefe sich die steilen Felsen mit ihren Burgruinen spiegelten, die Tzschochabei Marklissa oder die Kynsburg am Eintritt ins schöne Schlesiertal, und am wenigsten noch mit der großartigen Gebirgslandschaft des kleinen Teiches unter dem Silberkamm. Unvergleichlich waren die Fischteiche in ihrer schwermütig-versunkenen Einsamkeit, abseitig und unumwandert lagen sie am Rande des Reiches, kaum noch erfasst vom Pulsschlag seines Tatendrangs und von den Wirbeln der Geschichte selten berührt.

Im dumpfen Brüten des sommerlichen Mittags ruhte die Natur hier zeit- und beziehungslos. Es war, als hätte Pan sich aus den bewegteren Gestaden seines Herrscherbereiches in die tiefe Stille dieser abgelegenen Welt zurückgezogen; und dann hätte es sein können, dass dir auch hier inmitten des großen Friedens der Geborgenheit urplötzlich der Schrecken in die Seele fuhr, die nie ausgesprochene Ahnung einer fürchterlichen Verwandlung des natürlichen und kreatürlichen Lebens.

Doch solchen Anklang trug die Phantasie aus einer anderen Welt herüber, aus einer mit anderen Spannungen geladenen Atmosphäre, in welcher der Auf- und Untergang des Lichtes und alle Übergänge krasser und für Götter und Menschen gefährlicher verliefen. Hier schwang das Leben

dumpfer und entrückter und gleichförmiger im Ablauf der Tage und des Jahres. Die Glut des Mittags, die uns im Schatten der Buchen überfiel, wich langsam dem warmen Hauch des Abends und der Milde der sommerlichen Nacht. In dieser Landschaft drohte nicht die Leidenschaft der Tragik; über ihr lag die Wehmut der lächelnden Melancholie, die gedämpfte Stimmung unserer stillsten Stunden . . .
So war sie jeweils die Landschaft unseres sinnenden Verweilens: am heißen Juniabend nicht anders als am Herbstmorgen, wenn die Nebel über dem Wasser schwebten und der Regen eintönig rauschte und die Blätter fielen, oder im weißen Winter, wenn die Krähen auf den Feldern saßen und die Füchse über die verschneiten Flächen der abgelassenen Teiche schlichen: und immer war es still und einsam, es sei denn, dass im November die Fischer ihre Reusen füllten oder im Januar die Treiber durch die Büsche brachen und die Flinten knallten. Aber in der Dämmerung war alles wieder in sich ruhend und verlassen, und Wald und See versanken in ihren Schlaf, nicht anders als nun am Sommerabend, wenn wir aus
ihrer Umfriedung heimwärts kehrten, und die Sonne sank golden hinter die schwarzen Kronen der Kiefern, und in den traumflüsternden Schlaf der Teiche und Wälder wirkte der große Atem der östlichen Unendlichkeit.

Wolfgang von Eichborn

aus: „Erzählungen aus Schlesien“. Weltbildverlag 1989

DER GLOCKENGUSS ZU BRESLAU

„WAR EINST EIN GLOCKENGIESSER ZU Breslau in der Stadt, ein ehrenwerter Meister, gewandt in Rat und Tat . . ." Wer von den älteren Lesern hätte nicht während der Schulzeit in Schlesien aus dem Lesebuch dieses Gedicht von

Wilhelm Müller über den berühmten Breslauer Glokkenguß gelernt und lieb gewonnen!
Die „Armesünderglocke", im Jahre 1386 gegossen, 113 Zentner wiegend, hat bis in den ersten Weltkrieg auf dem Magdalenenturm zu Breslau gehangen.
Zu den Zeiten, als das Zunft- und Handwerkswesen noch in hoher und glänzender Blüte stand, lebte in Breslau jener in Rat und Tat gewandte Glockengießer. Die Ratsherren der Stadt hatten dem Meister den ehrenvollen Auftrag gegeben, die große, schwere Glocke für die Maria-Magdalenenkirche zu gießen.
Der ehrgeizige Meister scheute nicht Mühe und Kosten, um das Werk zu einem guten Ende zu führen. Er bot alles auf, um in seiner Kunst etwas Einmaliges zu leisten. Einen guten, willigen Gehilfen fand der Meister in seinem Lehrling Heinrich. Dieser war aber bei dem Glokkengießer nur deswegen in Lohn und Brot getreten, weil er sich die anmutige Tochter zu erobern hoffte.
Als mit Umsicht und Verstand bereits alle notwendigen Vorkehrungen und Vorbereitungen zum Glockenguß getroffen waren und der Meister mit seinem Lehrling Heinrich vor dem Schmelzofen stand, rief der Glockengießer überschwenglich aus: „Diese Glocke wird sicherlich meinen Namen für immer verherrlichen; denn so trefflich wie heute ist mir noch keine Mischung gelungen!"
In diesem Augenblick wurde ihm gemeldet, daß ein Bote des Bürgermeisters im Vorzimmer warte. Der Meister befahl dem Lehrling, sehr sorgfältig auf den Schmelzvorgang zu achten, bis er zurückkomme. Vor allem warnte er Heinrich, ja nicht etwa vorwitzig oder neugierig dem Zapfen zu nahe zu kommen. Eine Weile saß Heinrich geduldig und wartete. Er dachte an seine heimliche Geliebte und malte sich aus, daß vom Ruhm des Meisters auch ein wenig auf ihn fallen würde. Und dann wollte er offen und frei um die Hand des schönen Mädchens anhalten. In seinen Gedanken überhörte der Lehrling das warnende Zischen des flüssigen Metalls.
Als aber die brodelnde Glockenspeise in immer

gewaltsameres Wallen und Zischen geriet, trat er näher an den Ofen heran, und wie von einer unsichtbaren zwingenden Macht geführt, überprüfte er den Zapfen auf seine Festigkeit. Da sprang dieser plötzlich, wie von Zauberhand bewegt, heraus, und der glühende Metallfluß nahm seine Bahn in die Form. Bestürzt über das unverhoffte Geschehen, rannte Heinrich zum Meister. Vor ihm niederkniend, stammelte er atemlos: „Meister, der Guß ist mißglückt! Ich habe aus Versehen den Zapfen herausgestoßen!" In unbändigem Zorn und grenzenloser Enttäuschung ergriff der Meister ein Messer, das zufällig auf dem Tisch lag, und stieß es dem Jüngling tief in die Brust. Heinrich sank tot zu Boden. Dann eilte der Meister nach dem Gießhause, um sich das Unglück des mißlungenen Gusses zu besehen. Doch wie erstaunte er, als er erkennen mußte, daß das Gegenteil der Unglücksmeldung eingetreten war: der Glockenguß war vollkommen und prächtig gelungen. Des Meisters Hand hätte das schwierige Werk nicht besser vollenden können.
Nun trat unendlicher Schmerz an die Stelle des furchtbaren Jähzorns. Der Glockengießer kleidete sich sonntäglich an und begab sich gefaßt und reuevoll zum Breslauer Rathaus, um sich selber des Mordes an seinem Lehrjun gen Heinrich anzuklagen. Das Hohe Gericht verurteilte den Meister zum Tode durch das Henkerschwert. Der Glockengießer hörte das Urteil ruhig an. Als letzten Wunsch bat er, auf seinem letzten Lebensgang zur Richtstätte die neue Glocke läuten zu hören. Dieser Wunsch wurde ihm erfüllt. Seit dieser Zeit wurde die Glocke „Maria" nur bei Vollstreckung von Todesurteilen geläutet. Die Ballade von Wilhelm Müller indessen endet: „Das ist der Glocken Krone, die er gegossen hat, die Magdalenenglocke, zu Breslau in der Stadt. Die ward zur Sünderglocke seit jenem Tag geweiht; weiß nicht, ob's anders worden in dieser neuen Zeit!"

DER STEINERNE KOPF AM DOM

IN BRESLAU lebte einstmals ein wohlhabender Bürger namens Tauser. Die schlechte Gesellschaft seines Freundes und Zunftgenossen Walter Rotenberg, der ihn zu Trunk und Spiel verleitete, führte dazu, dass Tauser bald das Zeitliche segnete und an seiner Unmäßigkeit starb. Sein Sohn Karl wurde von der schwächlichen Mutter gänzlich verzogen. Dem Wunsche des Verstorbenen entsprechend, erhielt der Freund Walter Rotenberg die Vormundschaft über den ungeratenen Knaben. Dieser nahm Karl in sein Haus. Der Junge musste hier die schwersten Arbeiten verrichten.
Karl, ein hübscher und leichtsinniger Bursche, verliebte sich in die junge, schöne Meisterstochter Maria. Auch das Mädchen hatte den flinken und immer lustigen Lehrjungen gern. Doch der argwöhnische Meister wollte nichts davon wissen, dass Karl einmal sein Schwiegersohn werde. Er sagte es ihm frei ins Gesicht, dass aus einer Heirat mit seiner Tochter nichts werden könne, da er zu jung und viel zu arm sei. Rotenberg stellte den ungestümen Freier vor die Entscheidung, sich entweder seine Tochter gänzlich aus dem Kopfe zu schlagen oder sofort sein Haus zu verlassen. Karl besann sich nicht lange und zog in die weite Welt. Die sah allerdings anders aus, als er es sich erträumt hatte. Wo er auch hinkam und bescheiden um Arbeit bat, überall wurde er abgewiesen und mit irgendwelchen Ausflüchten weitergeschickt. Kein Meister wollte ihn ohne Zeugnis nehmen. Der Junge wanderte ohne rechtes Ziel von Ort zu Ort. Er wusste sich keinen Rat mehr und war bald am Ende seiner Kräfte. So wurde der verzärtelte Sohn reicher Breslauer Bürgersleute zum abgerissenen, verdreckten Landstreicher — gemieden von den Menschen in den Dörfern und Städten. Es dauerte auch gar nicht lange, da geriet Karl in die Gesellschaft von üblen Wegelagerern und lichtscheuen Gesellen. Bald wurde er einer der ihren — Recht und Gesetz nicht mehr achtend.

Gar mancher verwegene, heimtückische Raub wurde ausgeführt. Viele Schätze und erhebliche Gelder fielen den Dieben dabei in die Hände. Bei einem nächtlichen überfall wurde die Räuberbande auseinandergesprengt. Alle Gefährten gerieten in Gefangenschaft. Nur Karl hatte das Glück, der strafenden Gerechtigkeit zu entgehen. Aber die Lust an dem Räuberleben war ihm doch vergangen. Er entsann sich seiner Jugendliebe, der reinen und sauberen Maria. Hatte er bisher bei seinem Lotterleben kaum jemals an sie gedacht, erwachte nun in ihm der heiße Wunsch, die Meisterstochter wiederzusehen. Hinzu kam ein unwiderstehliches Verlangen nach der Heimat. Mit den unredlich erworbenen Schätzen reich beladen, eilte Karl nach Breslau zurück. Nach einem scharfen Ritt von mehreren Tagen sah er endlich am Horizont die Türme und Dächer seiner geliebten Vaterstadt. Beim Einbruch der Nacht lenkte der Räuber sein Rösslein durch das finstere Stadttor. Unerkannt gelangte er nach Hause. Karl war des festen Glaubens, von seinem Vormund mit offenen Armen aufgenommen zu werden. Denn nun war er ja nicht mehr arm und auch nicht mehr zu jung. Und von seinen Erlebnissen konnte der Meister ja nichts wissen. Als Maria ihren Jugendfreund sah und in das immer noch schöne, braungebrannte männliche Gesicht des Geliebten sah, war sie sofort bereit, an seiner Seite zu bleiben. Der Vater aber, älter und störrischer geworden, auch jetzt noch dem Trunk und Spiel ergeben, wollte von Karl nach wie vor nichts wissen. In seiner Eigensucht gönnte er seine liebliche Tochter keinem anderen Mann. In heftigem Streit wies der Meister dem Heimgekehrten und bitter Enttäuschten die Tür. Voller Wut und Scham rannte Karl durch das breite Ziegeltor zur Stadt hinaus, der Dominsel zu. Bei einem entfernten Verwandten, der im Dom die Turmwächterdienste versah, fand der abgewiesene Liebhaber Unterkunft. Auf Rache an Rotenberg sinnend, der ihn so schwer beleidigt hatte, verbrachte Karl hier einige Tage. Der Turmwart war gerade durch Krankheit ans Bett gefesselt, und so übernahm der junge Mann für diese Zeit gern seine Dienste. Bei dieser

neuen Beschäftigung beruhigte er sich. Da wurde ihm eines Abends die traurige Nachricht gebracht, dass Maria aus Gram um den verlorenen Geliebten gestorben sei. Erneut brach Haß und Zorn gegen seinen Vormund, dem er an allem die Schuld gab, in Karl Tauser auf. Er schwor sich, an dem unmenschlichen Vater grausame Rache zu nehmen. Am Begräbnistage von Maria schlich er sich in das Haus seines früheren Meisters, warf Stroh und Zunder vor ein Zimmer des oberen Stockwerkes und legte Feuer an. Während er rasch zum Dom zurücklief, ertönte bereits der schauerliche Klang der Sturmglocke. Karl sprang die Stufen des Turmes hinauf und sah durch eine Mauerluke nach der Neustadt. Mit flammender Lohe schlug das Feuer zum Himmel. Jede Hilfe musste zu spät kommen. Da lachte der Rächer in teuflischer Lust laut auf und freute sich seines gelungenen Streiches. Es war die gleiche teuflische Freude, die er immer empfunden hatte, wenn er mit seinen Raubkumpanen von einem geglückten Überfall zurückgekehrt war und die reiche Beute geteilt wurde.

Doch überkam ihn plötzlich ein unheimliches Grausen. Mitten im Lachen war ihm, als erhielte das tote Mauerwerk um ihn herum Leben und strafende Kraft. Die Luke wurde immer enger und enger. Wie ein eisernes Band legten sich die Ziegelsteine um seinen Hals. Er schrie laut, aber vergeblich um Hilfe. In seiner Todesangst schlug er sich die Hände am rissigen Mauerwerk wund. Doch all sein Bemühen und Klagen, das bald in Winseln und Stöhnen überging, nützte ihm nichts.

Am nächsten Morgen fand der Turmwächter seinen Helfer tot zwischen der Mauerluke. Das Gesicht war blau angelaufen. Noch heute sieht der Betrachter des Domes an der Mittagsseite des südlichen Turmes hoch oben eine fensterähnliche Nische, aus der ein steinerner Kopf hervorragt. Zum Andenken an das furchtbare Gottesgericht, das über Karl Tauser gekommen war, soll später von den Breslauer

Bürgern der steinerne Kopf eingemauert worden sein, allen menschlichen Rächern und teuflischen Lachern zur ewigen Warnung.

Aus: Jochen Hoffbauer „Die schönsten Sagen aus Schlesien“, Aufstieg-Verlag München

Hinter dem Tag

Hinter dem Hause rauscht der Wald,
Er rauscht so tief und schwer.
Hinter dem Walde rauscht der Fluß,
Er rauscht hinab zum Meer.
Hinter dem Meere rauscht die Zeit,
Sie rauscht und eilt uns fort,
Hinter der Zeit, o Menschenleid,
Was rauscht uns dort?

Hinter dem Frühling wächst das Korn,
Es reift zur Ernte aus.
Hinter dem Sommer wächst die Frucht,
Und Segen quillt daraus.
Hinter dem Herbste wächst so groß
Die Sehnsucht nach Lichterschein.
Hinter dem Winter, o Menschenlos,
Was wartet dein?

Walter Meckauer

Schlesisch lernen

Die schlesische Grammatik läg' damit vor. Sagen wir lieber: einige Proben aus dem, was sich stolz die Grammatik schimpft. Und somit stünde nichts mehr im Wege, wenn einer anfangen wollt, schlesisch zu paapern. So denkt er vielleicht — in Wahrheit aber: es steht trotz allem nodi etwas im

Wege. Das nämlich: Schlesisch ist nicht zu erlernen, so wie man sonst eine Sprache erlernt, das heißt mit grammatischen und anderen Regeln. Wäre sie das, dann hätte sie der Siebs wahrscheinlich doch auch einmal gelernt. Aber es ist ihm niemals gelungen. Woran das liegt? — Es ist ziemlich einfach und läßt sich in einem Worte begreifen: Schlesisch ist keine Sache der Sprache; es ist allein eine Sache des Menschen. Da kann auch kein Oben und Pauken was ändern, und wenn eins tagelang vor sich hinbetet, was man sagt, wenn nämlich im Juni das Korn wogt und wallt, im gleichmäßigen Neigen: de Wilwe join sich im Kune, die Wölfe jagen sich im Korn. Hat aber einer nun doch noch den Wunsch, Schlesisch zu lernen, dann will ich versuchen, ihm etwas wie einen Weg zu bahnen. Und ihm das mitteilen, was notwendig ist, damit er ein guter Schlesier werde.

Das schlesische Himmelreich

„Essen und trinken, das is 's Haupt!" sagte der alte Hoinke einmal. Und damit trifft er zunächst ins Schwarze. Am Essen und Trinken bemißt man das Leben. Sunnech un Dunsech sein Klieẞltage. Ein Sunnedi ohne Klieẞl ist eben kein Sunnt'ch — und Klöße mit Rauchfleisch und Tunke, (mit abgebackenen Pflaumen gekocht), das heißt man das schlesische Himmelreich. Wie's aber im wirklichen Himmel aussieht, wenn man das Essen „Himmelreich" nennt? Das wußte der Schlesier genau anzugeben: Wenn ber warn ei a Himmel kumma, hoot de Pläg a End genumma. Ei dam Himmel is a Laaba, nisclit wie lauter Kucha, Baaba. Do aß bcr lauter gaale Suppe aus dam gruuẞa Uuwatuppe. Lauter Broota warn ber assa, — und 's Geld mit Virteln massa. Laaberwirsdne, Zwiebelfische hon mer täglich uff'm Tische. Honigschnieta, doß se kledm, doß ma mecht de Finger lecka. Frassa warn ber, bis mer rilpsa, nischt vo Arbsa, nischt vo Pilza, frassa warn ber wie de Firschta, Sauerkraut und

Laaberwirsdne.

Wenns dann wird zum Saufa kumma, do warn irscht de Bäuche brumma! Wein, dann warn ber wie Wosser scheppa, saufa aus dan guldna Teppa. 's Duppelbier werd niemals sauer, denn dirt sein de besta Brauer. Ja, so sieht unser Himmelreich aus.

Und „Schlesien" bedeutet für uns zunächst mal eins: die schlesischen Essen, die schlesischen Trünke. Wenn es zum Heiligen Abend kam, fuhr Grieger zu seinem Freunde Max Hermann-Neisse. Aber er kam nie leer nach Berlin; er brachte das mit, was alles für Hermann zum Weihnaltskarpfen so notwendig war, und was in Berlin nicht zu kriegen war, — weil die Berliner nichts Richtiges verstanden. Und als dann Max Hermann 1933 ins Ausland
ging, da nahm er sich als den notwendigsten Gebrauchsgegenstand — die schlesische Köchin mit hinaus. Wegen der Klößel, entschuldigte er sich. Das kann nur verstehen, wer Schlesier ist. Der aber wird es vollkommen verstehen. So wie es die Kirchnern verstanden hat. Zu der kam der Briefträger erst immer mittags; das hatte er sich schon so eingerichtet.

Der Kirchner war auch ein großer Bauer. Und wenn es nun gerade ins Essen traf, da gab er dem Bauer bloß das Beschersel, sucht' sich ein Plätzel am Tische und sagte: »Gelt, wenn mer assa, do ass' ber olle!" Die Mutter Kirdmerin verstand seine Rede und raffte ihm einen Teller voll ein. Das wär' zunächst mal das gute Essen —, und darnach ist es das reichliche Essen.

Der Stenzel-Inspektor trat zur Kirmes, wie er zwei Enteriche intus hatte, — er war in dem Gasthause nicht unbekannt, — unter die Küchentür und er fragte: »Hott er d'n noo su a Veegerla?" Genau wie der Kaiser aus Herzogswaldau, — wie der beim Zenker-Fleisdier in Goldberg saß und hatte, — ihr könnt mersch glauben, ihr Leute, — und hatt' sechzehn

Wellwürste verdrüdct, da stand er auf und meinte zum Fleischer: „Nu, Meester; ich mecht mich wull heemzu macha; die warn mit'm Mittch-assa worta."

aus: „Schlesisch von Will Erich Peuckert“

Für den Inhalt verantwortlich:

Wolfgang Giernoth
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn
(Familienteil)

Telefon: 0228/254556
E-Mail: wolfgang@giernoth.de

Angela Bierhahn
Am Saaleck 15
06628 Naumburg

Telefon: 0173/6492856
E-Mail: kontakt@namslauer.de

Auflage: 290

Redaktionsschluß: 20. Mai 2024

Zuschriften in allen Vereinsangelegenheiten bitte an

Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn

(Tel. 0228/254556 oder E-Mail: wolfgang@giernoth.de – Stellv. Schriftführer W. Giernoth)

Der Jahresmitgliedsbeitrag beträgt z.Zt. mindestens 7,50 EURO.

Zahlungen an:

Namslauer Heimatfreunde e.V. in 53125 Bonn
IBAN und BIC bei Überweisungen:
Kreissparkasse Euskirchen =
IBAN: DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS

<u>Hinweis :</u>
Die „Namslauer Heimatfreunde e.V.“ verfolgen ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts „steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung.
Wir sind wegen Förderung der Heimatpflege (§ 52 Abs. 2 Satz 1 Nr. 22 AO) nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamts Euskirchen - StNr. 209/5727/0450 - vom 13.06.2023 für den letzten Veranlagungszeitraum 2020 bis 2022 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 des Körperschaftsteuergesetzes von der Körperschaftsteuer und nach § 3 Nr. 6 des Gewerbesteuergesetzes von der Gewerbesteuer befreit.
Die Einhaltung der satzungsmäßigen Voraussetzungen nach den §§ 51, 59, 60 und 61 AO wurde vom Finanzamt Euskirchen – StNr. 209/5727/0450 – mit Bescheid vom 02. September 2014 nach § 60a AO gesondert festgestellt. Wir fördern nach unserer Satzung den gemeinnützigen Zweck „Förderung der Heimatpflege“.